

Syrien - ein Nachruf

Nichts wird mehr sein, wie es war. Als ich 1995 in Syrien arbeitete fiel mir die Heterogenität der Gesellschaft erst auf den zweiten Blick auf, eine Vielfalt, die im Nahen Osten normal, in Deutschland jedoch heftig diskutiert wird. Sonntags hatten die christlichen Läden geschlossen, Freitag Nachmittag die muslimischen und am Samstag die jüdischen. Man gratulierte sich gegenseitig zu den Feiertagen, in der einen Region war die eine, in der anderen die andere Religion etwas dominanter und im schönen Örtchen Maalula rühmte man sich, noch die Sprache Jesu zu sprechen. Gebetsrufe und Glockengeläut wechselten sich ab, man lebte jeden Tag Integration vor.

Allein unter den Muslimen war die Vielfalt auffällig. Eng umschlungen gingen Schülerinnen zur Schule, die eine mit Kopftuch, die andere mit langem gelockten Haar bis zum Po. Die Sprachleistungen der Studierenden im Goethe-Institut waren erstaunlich für Menschen, die die Sprache ausschließlich fern Deutschlands lernten. Selbst der Kollege Deutschlehrer, der dafür bekannt war, dass er für den syrischen Geheimdienst die Post aus Deutschland las, war ins das Kollegium integriert. Man hatte sich mit der Diktatur Assads, damals noch Senior, arrangiert - offene politische Diskussionen wurden gemieden.

Ich merkte vom Regime vor allem dann etwas, wenn man in eine Stadtregion in Damaskus gelangte, in der wohl irgendeine wichtige Persönlichkeit wohnte. Dann zischelte es aus den Büschen, wo sich das Wachpersonal aufhielt, und es war angesagt, die Richtung zu ändern. Dies war stets eine unangenehme Situation, weil es ja für Ortsfremde quasi an jeder Straßenecke passieren konnte. Umgekehrt konnte ich nachts durch den Park alleine nach Hause gehen, weil auch dieser hoch bewacht war. Es soll nicht lapidar klingen, aber das sind die Vor- und Nachteile einer Diktatur, die ich natürlich nicht wirklich zu spüren bekam, war mein Aufenthalt doch auf wenige Monate begrenzt, während andere gezwungen waren, sich ihr Leben lang auf diese Situation einzustellen - zumal ihnen oftmals die Einreise in andere Länder verweigert wurde. Reisefreiheit ist ein Wort, das vor allem für Europäer reserviert scheint.

Mit Bashar al Assad, der durch den Tod seines Bruders in die Rolle gedrängt wurde, das Amt seines Vaters zu übernehmen, kam die Hoffnung auf Veränderung, Öffnung, Rückfahren von Repressionen. Diese hat der junge Assad schnell enttäuscht, obwohl es durchaus Versuche von seiner Seite gab. Dennoch halten viele Menschen in Syrien weiterhin an ihm fest, fürchten sie doch eine ähnliche Entwicklung der Destabilisierung wie im benachbarten Irak. Viele glauben noch, dass das zuvor

gelebte, vielfältige Zusammenleben unterschiedlichster Volksgruppen, Sprachen, Kulturen und Religionen zu retten sei. Einige ahnen bereits, dass die Selbstverständlichkeit des Miteinanders dauerhaft gestört, ja zerstört worden ist. Wie in Afghanistan, auf dem Balkan, in Irak und nun auch in Syrien gelingt es immer wieder, im Rahmen einer Strategie der Spannung verschiedene Menschengruppen gegeneinander aufzubringen. Denn nicht nur Assad erhält Waffen aus dem Ausland, auch die sog. Rebellen werden von außen aufgerüstet.

Wenn das Interesse an der Region erloschen ist oder diese nach bestimmten Interessen umstrukturiert wurde, bleiben die teils gezielt geschürten Ressentiments der einen gegenüber den anderen, die nun so erfolgreich getrennt wurden, noch lange erhalten. Viele Tote sind zu beklagen, fast jede Familie ist betroffen. Wie soll es gelingen, das erfahrene Leid nicht dem jeweils anderen anzulasten. Etwa indem man sich als Spielball auf dem Schachbrett geostrategischer Machtinteressen begreift? Wohl kaum. Jedenfalls ist es viel zu kurz gegriffen, wenn sich unsere Medien zum Sprachrohr für Geostrategen machen und so tun, als würde mit einem "Regimewechsel" in Syrien irgendein Problem gelöst.